

Die Siedlungen : Nahtstellen zwischen Natur und Kultur

Autor(en): **Jenal, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **56 (1969)**

Heft 13

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur pädagogischen Technologie (Schöler, Wien)
Zum Begriff: Technologie = Lehre von den technischen Mitteln und Verfahren.

Pädagogische Technologie = Theorie der Entwicklung und des Einsatzes von technischen Materialien im Unterricht.

Tatsache ist, daß bis heute nur ungefähr 10 Prozent der Lehrer die vorhandenen technischen Hilfsmittel einigermaßen umfassend ausnützen. Als Gründe werden angeführt: Mangelnde Lehrerausbildung, übermäßige Betonung der Bildungsideologie gegenüber der Unterrichtspraxis. Die bisherigen Erfahrungen (besonders mit audio-visuellen Lehrmitteln) zeigen, daß der Einsatz technischer Mittel unter Berücksichtigung folgender Fragen erfolgen muß:

1. Welche Lehrerfunktionen können durch technische Mittel übernommen werden?
2. Wieweit ist technische Individualisierung notwendig und möglich?
3. Wie sind die Lernleistungen gesichert?

Schöler unterteilt die Unterrichtstechnologie in zwei Bereiche:

1. *Demonstrations-Technologie*: Gekennzeichnet durch synchronen Ablauf ohne Individualisierungsmöglichkeiten, bei rezeptivem (weitgehend passivem) Verhalten des Schülers. – In diesen Sektor gehören nicht-projizierte Unterrichtshilfen (z. B. Wandtafel, Modelle, Karten usw.) und Projektions- und Tonwiedergabegeräte (z. B. Tonbandaufnahmen, Filme usw.).
2. *Instruktions-Technologie*: Gekennzeichnet durch asynchronen Ablauf mit Individualisierungsmöglichkeiten bei aktivem Lernverhalten.

ten. – In diesen Sektor gehören die apparativ (mechanisch) präsentierten (elektronisch) Lernhilfen.

Apparative (mechanische) Lernhilfen: z. B. Teilprogrammierte Arbeits- und Übungsmittel, Buchprogramme, mechanische Lerngeräte.

Präsentierte (elektronische) Lernhilfen: z. B. Teiladaptive Lehrgeräte, volladaptive Lehrgeräte (Computer-Lehrsysteme), Sprachlehranlagen.

Lehrprogrammieren im Dialog Mensch–Rechner (Computer)

Der Vortrag, der einen «biedereren» Pädagogen wohl am meisten in Erstaunen versetzte, berichtete über die Zusammenarbeit von Mensch und Computer beim Ausarbeiten von Lernprogrammen (Graf, Berlin).

Der mit Algorithmen (Algorithmus = Verfahrensvorschrift) gefütterte Computer übernimmt in dieser kommunizierenden Arbeitsteilung alle primär numerischen Aufgaben. Dazu gehören unter anderem: Lernschrittabfolge, Berechnung des Informationsgehaltes, Kontrolle des Lernzieles sowie der selbständige Ausdruck des Endprogrammes.

Der Mensch dagegen steuert den algorithmengeführten Computer durch Direkteinwirkung in den Belangen: Sprachliche Feinheiten, Einstreue von Lernmotivationen, zusätzliche Anmerkungen, logischer Aufbau.

Die Programm-Entwicklung geht also in andauerndem «Zwiegespräch» vonstatten. Eine Überarbeitung des Programms ist dabei jederzeit möglich.

Die Siedlungen — Nahtstellen zwischen Natur und Kultur 1. Teil

C. Jenal

Durch die Sprache hat der Mensch manche Ausdrücke und damit Begriffe geprägt, die kritischer Prüfung nicht standhalten. Das kann auch von der Unterscheidung zwischen Natur- und Kulturvölkern behauptet werden. Naturvölker gibt es keine. Alle Menschen, die noch auf der «Naturstufe» leben, sei es als Sammler oder primitive Jäger, haben sich noch nicht zu Völkern inte-

griert. Ein Volk setzt staatliche Gemeinschaft und Organisation voraus. Diese Primitiven kennen aber nur die Sippe oder den Stammesverband. Vermeidet man jedoch die Bezeichnung Naturvolk und redet bloß von Naturmenschen, dann sind ihnen logischerweise die Kulturmenschen gegenüberzustellen.

Man muß geistige und materielle Kultur ausein-

anderhalten. Zur geistigen Kultur gehören außer der Sprache auch die Religion und mancherlei Rechtsnormen. Alles das haben auch schon die Allerprimitivsten. Es gehört zu den ältesten Äußerungen menschlicher Kulturfähigkeit. So gesehen, gibt es also nicht einmal mehr «Naturmenschen». Diese unterscheiden sich von den sogenannten «Kulturmenschen» nur graduell. Unsere Betrachtung soll aber in erster Linie der materiellen Kultur gelten.

Ist man berechtigt, in dieser Hinsicht noch von Naturmenschen zu sprechen? Können z. B. die afrikanischen Neger als Kulturmenschen gelten? Man spricht von einer Negerkultur, und doch sind die Neger noch vorwiegend Primitive. Gibt es aber nicht bloß graduelle Unterschiede in der Kulturhöhe, verschiedene Kulturstufen? Solche kann man nicht nur unter den Primitiven, den «Naturvölkern» feststellen, sondern ebenso gut und noch viel ausgeprägter bei den eigentlichen «Kulturvölkern». Bauern charakterisiert man gern als naturverbunden. Sind sie also Naturmenschen? Waren es aber noch die Bauern der Jungsteinzeit? Auf gleicher Stufe stehen heute noch viele Bauern in unterentwickelten Gebieten. Der indische Bauer bearbeitet seinen Boden noch mit äußerst primitiven Mitteln und Methoden. Indien hat aber sicher eine alte und hohe Kultur. Nur ein kleiner Teil des Riesenvolkes ist davon berührt. Ist es also als ganzes ein Kulturvolk? Die Bezeichnung Kulturvolk ist ebenso unbegründet wie Naturvolk. Es gibt weder das eine noch das andere, sondern in der Tat bloß graduelle Abstufungen.

Die Kulturgeschichte, der mächtigste Ast am Stamm der allgemeinen Geschichte, reicht bis in die Anfänge der Menschheit zurück. Nebst den Äußerungen geistiger Kultur war das erste behauene Steingerät ein Teil der materiellen Kultur. Trotzdem ist es üblich geworden, von Kultur erst im Zusammenhang mit der Entstehung der ersten Städte im Orient zu sprechen. Dafür hat man aber gleich den Ausdruck «Hochkultur» geprägt. Diese Stadt- oder Hochkulturen des nahen und fernen Ostens gingen schon Hand in Hand mit Staatenbildung. Sie waren die ersten Machtzentren. Macht- und Kulturentfaltung gehörten immer zusammen. Die Mächtigen dieser Welt förderten als die ersten Menschen mit hohem Lebensstandard die Entwicklung der materiellen Kultur in vorher nie dagewesenem Ausmaß.

Nicht die Entwicklung des Ackerbaues gilt als besonders hervorragende Kulturleistung des Menschen, obwohl er dadurch das Landschaftsbild flächenhaft schließlich am stärksten gewandelt hat, denn es entstand dadurch die Kulturlandschaft, die man ganz bewußt der Naturlandschaft gegenüberstellt. Primitiver Ackerbau ist aber viel älter als die Hochkultur der ersten Städte. Diese wurden zu eigentlichen Kulturzentren, nicht die ältesten Ackerbaugebiete. Wollte man die materielle Kultur als Loslösung des Menschen von der Natur definieren, was sich rechtfertigen ließe, dann könnte der Ackerbau nicht einmal als Kulturleistung gelten. Dadurch löste sich die Menschheit nicht von der Natur, sondern verband sich noch stärker mit ihr. Der Bauer ist von der Natur abhängiger als der primitive Sammler und Jäger. Ihm mußte Rousseau nicht zurufen: «Zurück zur Natur». Das konnte nur dem Städter gelten.

Die Stadtkultur brachte eine Entwicklung, die mit dem Schlagwort «Los von der Natur» charakterisiert werden kann. Städte des Altertums und Mittelalters waren schon durch ihre Anlage als befestigte Siedlungen von der umgebenden Natur isoliert, etwas Fremdes in ihr. Vor den Stadtmauern blieb die Natur zurück. Die ersten bäuerlichen Siedlungen waren noch zu primitiv, um als Leistungen höherer Kultur zu gelten. Davon gingen auch keine Impulse zu höherer Kultur aus. In den Städten schuf der Mensch zuerst eine ganz neue Umwelt, seine Welt. Hier vereinigte sich geistige und materielle Kultur zu großartiger Synthese.

Solche Kultur- und Machtzentren waren ursprünglich seltene weit verstreute, punktförmige Gebilde inmitten künstlich bewässerter Ackerbaugebiete und nomadisierender Hirtenvölker. Von ihnen ging eine starke Ausstrahlung auf weite Gebiete aus. Die Städte bewirkten schließlich den Wandel des Antlitzes der Erde, nicht der Ackerbau.

Natur- und Stadtmenschen wäre eine bessere Gegenüberstellung als Natur- und Kulturmenschen. Zwischen Bauern und Städtern gab es immer Gegensätze. Sie sind heute noch nicht überwunden. Anders ist der Lebensstil, verschieden auch die Lebensauffassung und das wirtschaftliche Interesse. Zwischen Stadt und Land vollzog sich die erste Arbeitsteilung. Gewerbe und Handel gab es einst fast nur in der Stadt. Sie brachten die Loslösung von der Natur und führten zur

Stadtbildung. Ohne diese Arbeitsteilung in Urproduktion, Gewerbe und Handel gäbe es keine Städte. Die politische Machtentfaltung wurde auch erst dadurch möglich. In den ersten Städten entstand die Schrift, blühten Kunst und Wissenschaft. In den Städten und ihren Prachtbauten schuf der Mensch etwas, das in der Natur kein Vorbild hat. «Er wurde zum Großstadtwesen. Ein neuer Typ des <homo sapiens> hat sich in allen Städten der ganzen Welt gebildet, gleichgültig wie die Bevölkerung früher aussah. Die Sitten haben sich einander genähert, die alles übertünchende und uniformierende Zivilisation hat den Großstadtmenschen geschaffen. Die Großstadt ist ein neuer Lebensraum mit besonderem Klima. Des Menschen Weg entfernte sich von der Natur» (aus H. Frieling: Großstadtvögel).

Immer spricht man von der zweigeteilten Welt. Ost und West sind die beiden großen Lager. Die Menschheit war auch im Altertum und Mittelalter schon in zwei große Interessensphären geschieden. Stadt und Land waren diese, Kultur und Natur. Sie sind gleichbedeutend mit Naturferne und -nähe. Die große <Los von der Natur>-Bewegung, die mit der Entstehung der Städte begann, breitete sich immer mehr aus. Ihr Tempo ist heute im Zunehmen begriffen. Immer mehr Menschen werden zu <Städtern> und damit der unmittelbaren Naturnähe entrissen.

Der Beginn von Ackerbau und Viehzucht liegt noch im Dunkeln. Eine eindeutige Datierung ist unmöglich. Bedeutend besser orientiert sind wir über das Alter der Hochkulturen in den ersten Städten. Zwischen 2000 und 2500 v. Chr. entstanden in Mesopotamien und Ägypten, ferner am Indus die ersten Städte. Europa folgte bedeutend später, ebenfalls China. Es dauerte noch rund 1000 Jahre, bis auch in Europa die Stadtkultur Fuß faßte. Mykenä auf Kreta war die erste europäische Stadt. Die eigentliche Stadtbildung ist in Europa aber noch jünger. Rom wurde die mächtigste Stadt. Ein Weltreich erhielt ihren Namen. Schon Babylon hatte die Doppelbedeutung Weltstadt und Weltreich. Fast 2000 Jahre dauerte es hingegen, bis wieder Weltstädte von der Größe und Pracht jener des Altertums entstanden.

Mitteleuropa hatte damals noch fast keine Städte. Die Römer gründeten manche. Erst unter Heinrich I., dem Städtebauer (918 bis 936), bauten die Deutschen eigene Städte. Seither sind

bloß 1000 Jahre vergangen. Diese mittelalterlichen Städte waren noch mehr als die Weltstädte des Altertums befestigte Siedlungen, große Burgen. Davon leitet sich ja die deutsche Bezeichnung Burger und schließlich Bürger her.

Längst haben die Städte ihre Mauern, die sie wie ein Panzer umgaben und einengten, gesprengt. Sie wurden zu offenen Großsiedlungen. Der Begriff Stadt hat bloß noch historische Geltung und Berechtigung. Heute gibt es keine Städte mehr im mittelalterlichen Sinn, sondern nur noch Groß- und Kleinsiedlungen. Man kann auch unterscheiden zwischen bäuerlichen und nicht bäuerlichen Siedlungen. Die Definition einer Stadt als Siedlung mit mehr als 10 000 Einwohnern ist durchaus willkürlich und entbehrt jeder sachlichen Rechtfertigung. Rein bäuerliche Siedlungen können nicht mehr wachsen, denn längst ist alles nutzbare Land verteilt und in Besitz genommen. Eine Zunahme bäuerlicher Betriebe wäre nur noch durch äußerste Rationalisierung und Intensivierung der Produktivität denkbar. Bei uns ist diese Möglichkeit ebenfalls schon beinahe erschöpft.

Die rein bäuerlichen Siedlungen sind in den dicht bevölkerten Industriestaaten selten geworden. Dezentralisierte Industrie und Fremdenverkehr brachten die große Wandlung und führten zu weitgehender Verstädterung der Siedlungen. Städtische Bauweise und Anlagen haben das Bild ehemals rein bäuerlicher Siedlungen völlig verändert. In solchen Siedlungen leben heute Bauern, Arbeiter und Angehörige anderer Berufe in unmittelbarer Nachbarschaft. Der Ausdruck <halbstädtisch> wurde für sie geprägt. Diese Charakterisierung ist ebenso unbefriedigend wie die Definition der Stadt als einer Siedlung mit mehr als 10 000 Einwohnern.

Der Begriff Stadt ist aber derart fest verwurzelt, daß man ihn nicht ignorieren kann. Die Stadt ist heute die eigentliche Welt zahlloser Menschen. Durch die Zunahme der Menschheit werden immer mehr Menschen in Städten leben. Die Einwohnerzahl der Schweiz verdoppelte sich in den letzten 100 Jahren. Der Anteil der städtischen Bevölkerung stieg jedoch auf das Zwölfwache an. 1850 lebten 6 % aller Schweizer in Siedlungen mit über 10 000 Einwohnern. Heute sind es schon 40 %. Die Zahl solcher Siedlungen stieg in diesem Zeitraum von 8 auf 42. In andern Industrieländern, z. B. in W-Deutschland und in den USA, ist die Verstädterung weit stärker.

Läßt man die Definition der Stadt als einer Siedlung mit über 10 000 Einwohnern außer acht und redet einfach von Siedlungen mit «städtischem» Gepräge, dann kann man auch solche mit weniger als 10 000 Einwohnern einbeziehen. Es darf dann grundsätzlich jede Siedlung als städtisch gelten, deren bäuerliche Bevölkerung in der Minderheit ist. Das kann schon bei 1000 der Fall sein, ist es aber unbestreitbar von 2000 Einwohnern an aufwärts. Geschlossene bäuerliche Siedlungen mit mehr als 1000 Einwohnern sind bei uns eine Seltenheit. Streusiedlung und Weiler herrschen in reinen Landwirtschaftsgebieten vor. Der Grund dazu ist leicht ersichtlich und soll hier nicht näher erörtert werden.

Faßt man den Begriff der Stadt im dargelegten erweiterten Sinne, dann ist die Verstädterung der Industrieländer noch viel stärker. 1850 lebten in der Schweiz 32 % in Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern. Heute sind es bereits 70 %. Das Verhältnis zwischen «Stadt- und Landbevölkerung» vertauschte sich also. Diese Feststellung bedarf allerdings einer nähern Erklärung. Statistiken geben die Bevölkerungszahlen nicht für geschlossene Siedlungen an, sondern für Gemeinden. Die beiden Begriffe decken sich nicht. Siedlungen sind geographische, Gemeinden politische Einheiten. In einer Gemeinde gibt es oft mehrere Einzelsiedlungen, wovon jede weniger als 1000 Einwohner hat und ein typisches Bauerndorf ist. Bei ausgesprochener Streusiedlung gehören zu einer Gemeinde zahlreiche Einzelhöfe. Die Gesamtzahl der Gemeinden blieb aber in den letzten 100 Jahren fast gleich, und die der Siedlungen änderte sich ebenfalls nur geringfügig. Da Bauerndörfer nicht mehr wachsen, sofern sie typische Bauerndörfer bleiben, darf man die Statistik doch so auslegen, daß die Zahl der städtischen Siedlungen stark zunahm.

Ein Hirtenvolk wurde zum Industrievolk, das nicht mehr in Alphütten und auf dem Felde, sondern in großen Fabriken arbeitet und das Bauerndorf mit der Stadt vertauschte. Damit vollzog sich eine viel einschneidendere Wandlung als vor etwa 5000 Jahren, da bei uns der Mensch vom Jäger zum Ackerbauer und dadurch sesshaft wurde. Damals verband er sich noch inniger mit der Natur. Jetzt löst er sich von ihr. Man nennt diese Wandlung mit Recht eine Revolution, die industrielle Revolution.

Die Verstädterung der Schweiz ist bescheiden im Vergleich mit Deutschland, England und den

USA. Zürich ist für uns eine große Stadt und das bedeutendste Industriezentrum. Noch größer wird sie, wenn man die vielen städtischen Siedlungen seeaufwärts, die mit der Stadt eine Einheit bilden, vor allem eine wirtschaftliche Einheit, und auch im landschaftlichen Aspekt schon fast in eine einzige Siedlung verschmelzen. Wie bescheiden ist aber «Großzürich», wenn man es z. B. mit dem Industriegebiet Rhein-Ruhr-Wuppertal vergleicht. Dieses bildet mit etwa 30 Städten auf rund 8000 km² die am dichtesten besiedelte Landschaft Mitteleuropas. Großstädte reihen sich fast lückenlos aneinander. Das Ruhrgebiet ist für schweizerische Verhältnisse eine ungewohnte Konzentration. Da häufen sich in einem Raum von 50 km Länge und 20 km größter Breite ein halbes Dutzend Städte von der Größe Zürichs. Neben und zwischen diesen Großstädten gibt es noch mehr als ein Dutzend großer, mittlerer und kleiner Industriestädte, wovon die kleinste immer noch so groß ist wie Winterthur. Man stelle sich das vor: die gesamte Bevölkerung der Schweiz zusammengedrängt im Tal der Limmat zwischen Baden und oberem Zürichsee. Deutschland hat noch andere Städtekonzentrationen. Von seiner Gesamtbevölkerung leben über 70 % in Siedlungen mit über 10 000 Einwohnern.

Das deutsche Industriegebiet zwischen Rhein, Wuppertal und Ruhr wird aber vom mittellenglischen an Ausdehnung noch übertroffen. Auf einer Fläche von annähernd 30 000 km², gleich der produktiven Fläche der Schweiz, gibt es fast 100 Städte entsprechend der konventionellen Definition. Manchester, Liverpool und Birmingham sind Kernpunkte, um die sich in weitem Umkreis zahlreiche andere Städte scharen. Wie bescheiden ist dagegen wiederum die Schweiz mit ihren 40 Siedlungen dieser Größenordnung. Noch kleiner müssen wir uns vorkommen, wenn wir unsere «Großstädte» mit London vergleichen. Großlondon bedeckt fast die Fläche des Kantons Zürich. Trotzdem hat man in London nicht den Eindruck, in einer Großstadt zu leben. Riesig sind die Parkanlagen, sehr locker die Bauweise in den ausgesprochenen Wohnquartieren. Das Einfamilienhaus mit Garten herrscht vor. Beinahe ländlich idyllisch muten solche Stadtteile an.

Die Entwicklung in den Industrieländern während der letzten 100 Jahre deutet den Zukunftsweg der Menschheit an. In ihnen nahmen die

Städte den ganzen Bevölkerungszuwachs auf. Die Landbevölkerung ging sogar vielfach zurück. Noch stärker war die Verstädterung in einigen ehemaligen Kolonialländern. An der Spitze steht Australien. Die Großstadtbevölkerung stieg dort auf das 20fache, die Landbevölkerung hingegen sank um 20 %. Sehr stark, aber weniger kraß war die Verschiebung auch in den USA und Kanada. Das ist auffallend, denn allen diesen ausgedehnten Gebieten fehlt der Grund zur Verstädterung, wie er in Europa wirksam war. Eine Überbevölkerung gab es auf dem Lande nicht. Das ist auch heute noch nicht der Fall. Die Industrialisierung wirkte ganz allein. Sie ist die einzige Ursache zu großen Bevölkerungsansammlungen auf kleinem Raum und bewirkte eine Erscheinung, die man ja als Landflucht bezeichnet und damit negativ bewertet. Der Prozeß der Verstädterung wird weitergehen und in einer fernen Zukunft auch die heute noch stark unterentwickelten Gebiete erfassen.

Im Orient entstanden die ersten Städte, in Amerika die ersten modernen Städte. Was Babylon für das Altertum war, ist New York für die Gegenwart. Es hat nicht nur einen Turm, der bis zum Himmel reicht, sondern ganze Straßenzüge sind davon gesäumt. Man ist in Amerika zwar bescheidener und behauptet nicht, sie reichen an den Himmel, sondern nur an die Wolken. Es gibt in New York aber Wolkenkratzer, die den Turm von Babel und die ägyptischen Pyramiden noch überragen. Redet man von New York, dann meint man immer nur das New York der Wolkenkratzer. Dieses ist aber bloß ein kleiner Teil der Riesenstadt, zwar deren Kern. Er bedeckt die Insel Manhattan. Längst wuchs die Stadt über diesen Rahmen hinaus und verschlang zahlreiche ehemals sich selbst verwaltende Vorstädte. Dieserart sind alle Großstädte zu den heutigen Riesensiedlungen geworden. Agglomerationen nennt man sie. Großnewyork ist eine unvorstellbare Stadt. Fast 15 Millionen Einwohner leben hier auf nahezu 10 000 km² Gesamtfläche.

Ganz anders ist Groß-Los Angeles. Dazu gehören etwa 40 Städte mit eigenem Namen, die eine lokkere Einheit bilden. Die Gesamtfläche dieser riesigen «Streusiedlung» – so kann man Los Angeles charakterisieren – ist fast so groß wie jene Großnewyorks, deren Bevölkerungszahl aber bloß 5 Millionen. Es ist die Stadt ohne Zentrum, denn sie wuchs ursprünglich aus vielen Dörfern zusammen. So kam es, daß sie heute noch unfertig

wirkt und mitten in ihrem Weichbild große Lücken aufweist, die aber nicht herrliche Parkanlagen, sondern trostlose Ödflächen sind. Ein guter Kenner Amerikas nennt Los Angeles die künstlichste Stadt der Erde. Ist sie aber vielleicht das Ideal einer Stadt der Zukunft? Der gleiche Autor (R. Cartier) äußert sich darüber folgendermaßen: «Unsere Vorstellungen von Städten sind schrecklich veraltet. Früher waren die Städte klein und verhuzelt wie alte Äpfel oder alte Frauen. Sie waren es aus der Notwendigkeit, sich zu verteidigen. Als sie aus dem Ring ihrer Stadtmauern heraustraten, paßten sie ihre neuen Grenzen dem Schritt der Zeit an. Amerika, das nicht mehr so jung ist, wie man ständig sagt, hat es in dieser Beziehung genau wie Europa gemacht. Nur hat es sich noch bedenklicher geirrt als Europa, da es rascher von Motorfahrzeugen überschwemmt wurde. Fast alle amerikanischen Städte, jedenfalls die im Osten ohne Ausnahme, sind für das moderne Tempo und für die fortgeschrittene Technisierung ihrer Länder eine Herausforderung. Die Stadt muß schon heute, nicht erst morgen, riesige Ausmaße haben, wenn sie genügen soll. Entfernungen an sich haben wenig zu bedeuten, da das Auto, wenn es in seinem Tempo nicht behindert wird, und der Hubschrauber sie mit Leichtigkeit überwinden. Man bedarf großer, weiter Flächen, wenn man ein großzügiges Verkehrsnetz anlegen, den erforderlichen Raum schaffen will für bequeme Parkplätze, Grünanlagen und Teiche, die zu den wichtigsten Bedürfnissen des modernen Menschen zählen, für die Schulgärten, die Fabriken, die von ihrer notorischen Häßlichkeit befreit sind, für die öffentlichen Ämter, die nicht mehr an Raumangel leiden, für die Flugplätze, da es offensichtlich unsinnig ist, sie nicht innerhalb der Städte anzulegen, deren Flugverkehr sie doch vermitteln. Keine Stadt der Welt erfüllt diese theoretischen Bedingungen außer Los Angeles. Jedenfalls ist sie der erste Entwurf einer Stadt von morgen. Ihr großer Fehler ist, daß sie einen schlechten Entwurf darstellt.»

Wohnen heißt: eine feste Stelle im Raum haben, an diese Stelle hingehören und in ihr verwurzelt sein.

Otto Friedrich Bollnow

Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.

Martin Heidegger